

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 20 (1937)
Heft: 4

Artikel: Der Kampf der Kirche in Mexiko um die Erhaltung ihrer Privilegien
Autor: Hartwig, Theodor
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-408771>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 1. und 15. jeden Monats

Sekretariat und Redaktion
Transitfach 541 Bern
Telegraphadresse:
Freidenker Bern

Die das Dunkel nicht fühlen, werden sich nie nach dem
Lichte umsehen.

Buckle.

Abonnementspreis jährl. Fr. 6.—
(Mitglieder Fr. 5.—)

Sämtliche Mutationen bezügl. des Abonnements, Bestellungen etc. sind zu richten
Transitfach 541, Bern

INHALT: Der Kampf der Kirche in Mexiko um die Erhaltung ihrer Privilegien. — Das astronomische Weltbild (Fortsetzung). — Thomas Mann kein Deutscher mehr! — Verschiedenes. — Delegiertenversammlung. — Ortsgruppen. — Feuilleton: Konrad Deubler, der Bauernphilosoph und Freidenker (Fortsetzung).

Der Kampf der Kirche in Mexiko um die Erhaltung ihrer Privilegien.

Von Prof. Th. Hartwig.

Am 17. Februar v. J. meldeten die «Basler Nachrichten» aus Mexiko: «Der Episkopat von Mexiko hat an die Episkopate der Vereinigten Staaten, Englands, Spaniens, Südamerikas und der Philippinen ein Schreiben gerichtet mit der Bitte, im Monat März an Sankt Joseph Gebete zu richten, an den Patron der Universal-Kirche, um ihn um die wahre Freiheit für die Kirche Mexikos zu bitten. Das Schreiben erklärt, dass nichts von menschlicher Seite unternommen werden könne, um der Verfolgung Einhalt zu gebieten, und darum sei es notwendig, um göttliche Hilfe zu flehen.»

Wenn die in diplomatischen Kniffen so geübte Kirche selbst erklärt, dass keine menschliche Hilfe mehr ausreiche und dass nur Gott allein noch das Wunder wirken könne, die «wahre Freiheit» der Kirche in Mexiko, d. h. deren Privilegien zu schützen, dann muss es allerdings um die einst so unumstrittene Vorherrschaft des Katholizismus in jenem Lande schlecht bestellt sein. Was ist dort geschehen? Sind die eingeborenen Indios, von deren tiefer Religiosität uns *Traven* in seinen Büchern berichtet, plötzlich ungläubig geworden? Ach nein, sie fangen nur an, zu begreifen, dass die Kirche selbst verdammt wenig mit Religion zu tun hat.

In Mexiko vollzieht sich in aller Stille eine Agrar-Revolution grossen Stils, und die Kirche ist durch diese Umwälzung am schwersten betroffen, weil sie bisher über den grössten Teil des Grundbesitzes in Mexiko verfügte. Zu Beginn des Jahrhunderts hatte die Kirche über zwei Drittel allen bebaubaren Landes inne. Schon im Jahre 1873 verfügte ein Gesetz die Aufhebung sämtlicher Orden, eine Massnahme, die nicht gegen die Religion, sondern gegen das Agrar-Monopol der katholischen Kirche gerichtet war*). Aber unter der Diktatur des Präsidenten Porfirio Diaz wurden die Verfassungsgesetze sozusagen storniert, d. h. praktisch nicht angewendet, so dass die Kirche wieder Oberwasser bekam. Erst 1917 wurde die Neuverteilung an Grund und Boden — insbesondere auf Kosten der Kirche — verfügt: «Religiösen Gesellschaften — genannt Kirchen —, welcher Konfession sie auch immer sein mögen, kann nicht das Recht zuerkannt werden, einen Grundbesitz zu ersehen oder zu verwalten. Was sie gegenwärtig in Händen halten oder durch dritte Personen verwalten lassen, verfällt zugunsten der Nation.»

*) Vgl. «Der Konflikt zwischen Kirche und Fortschritt in Mexiko» im «Freidenker» vom 15. März 1935.

Da war es denn begreiflich, dass der Klerus mit allen Mitteln versuchte, seine Vormachtstellung zu behaupten; er scheute nicht davor zurück, bewaffnete Banden auszurüsten, die im Kleinkrieg Attacken auf Eisenbahnzüge und Regierungsgebäude durchführten. Wurden die geistlichen Anführer solcher Banden gepackt oder gar standrechtlich erschossen, dann verbreitete Rom im Ausland Greuelberichte über die «Religionsverfolgungen in Mexiko».

Seitdem ist es stiller geworden, doch der Kampf wird nur um so zäher weiter geführt. In einer Versammlung von Lehrern des Staates Jalisco in Guadalajara erklärte Präsident *Cardenas* (laut Bericht der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 26. März v. J.), dass es nicht Aufgabe der Regierung sei, eine antireligiöse Propaganda zu entfalten. Das Ziel der gegenwärtigen Regierung sei die Verwirklichung eines auf wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt gerichteten Programms. Da wäre es nur ein Fehler, wollte man den Kampf gegen die Religion in den Vordergrund rücken. Dadurch würde nur Widerstand geweckt und die Durchführung wirtschaftlicher Reformen verzögert werden.

Damit wiederholt *Cardenas* die Auffassung von Friedrich *Engels*, der einmal — vom psychologischen Standpunkt mit vollem Recht — erklärte, dass man der Religion durch Verfolgungen nur zu einer verlängerten Lebensdauer ver helfe. Auch *Lenin* war der Ansicht, dass im Rahmen der sozialen Revolution die religiöse Frage durchaus nicht an erster Stelle stehe. Unter allen Staaten der Bundesrepublik Mexiko (es gibt dort 28 Staaten, 2 Territorien und 1 Bundesdistrikt) stand Jalisco in bezug auf den antireligiösen Kampf an erster Stelle. In Jalisco war — wenigstens noch im Jahre 1936 — das Läuten der Kirchenglocken bei schwerer Strafe verboten. Es gibt eben auch Freidenker-Dogmatiker, welche glauben, man könne den ideologischen Fortschritt erzwingen.

Die jetzige Zentral-Regierung hat richtig erkannt, dass der Hebel wo anders anzusetzen ist, und die Aufklärung der Massen zu fördern. Es werden keine antireligiösen Museen errichtet, wohl aber Schulen. Während das Budget vom Jahre 1911/12 nur 300,000 Pesos für das Schulwesen vorsah, wurden im Budget 1935/36 bereits 52 Millionen Pesos für das Erziehungswesen bereitgestellt (vgl. Julius *Braunthal* «Mexiko wird umgebaut», im «Sozialdemokrat» vom 3. Januar 1937). Die Regierung *Cardenas* beschloss, innerhalb eines Sechs-Jahr-

Planes 12,000 neue Schulen zu errichten und zu diesem Zwecke ein volles Fünftel der Staatsausgaben zu widmen.

Prof. W. Gates von der nordamerikanischen John Hopkins University, der Mexiko wiederholt bereist hat, konnte bereits 1934 feststellen: «Ich sah in einer grossen Zahl von Dörfern verfallene Kirchen ... Aber ihnen gegenüber steht das Schulhaus als ein — nein, als das Lebenszentrum der Gemeinschaft. Die Bauern haben ihren Glauben in die Schule gelegt; sie haben sich geistig um die Schule gruppiert, bewusster als einst um die Kirche.»

Nun versteht man, warum die Kirche in Mexiko an menschlicher Hilfe verzweifelt; sie rüstet keine bewaffneten Banden mehr aus und ihre Sprache ist sehr bescheiden geworden, wie das «Kollektiv-Hirtenschreiben der mexikanischen Hierarchie» vom 30. August 1935 beweist, welches in der Wochenschrift «Ecclesiastica» (Freiburg, Schweiz) am 23. November 1935 veröffentlicht wurde. Darin wird vor allem an die «glänzende soziale Arbeit» erinnert, welche im Laufe der Jahrhunderte von der Kirche in Mexiko geleistet worden sein soll. Dazu rechnet das Hirtenschreiben «nicht nur die zahllosen für den Gottesdienst errichteten Tempel ... sondern auch die zahllosen Spitäler und Wohltätigkeitsinstitutionen». Der Trick ist nicht neu. In allen katholischen Ländern ist die Kirche bestrebt, das Armenwesen für sich zu monopolisieren, um dafür eine staatliche Unterstützung einzukassieren, die um ein Vielfaches jenes Kapitel übersteigt, das die Kirche in Fürsorgeinstitutionen investiert. Die Wohlfahrtseinrichtungen der Kirche bedeuten für diese — nicht aber für den Staat — ein ausgezeichnetes Geschäft.

Doch hören wir weiter, welche Klagen das Hirtenschreiben über die Hemmung der «Handlungsfreiheit der Kirche» durch den Staat vorzubringen hat: «Schon im Jahre 1910 hatten verschiedene katholische Abgeordnete im Bundesparlament Massnahmen für die Errichtung von Bauernbanken und bäuerlichen Genossenschaften vorgeschlagen. Eine Gruppe katholischer Abgeordneter ersuchte das Bundesparlament um die Anerkennung der juristischen Persönlichkeit an die Arbeitergewerkschaften und arbeitete für eine wirkliche Sonntagsruhe und das Ausgleichsgesetz.»

Dazu wäre zu bemerken, dass die Bauernbanken erst recht die Bewucherung der Bauernschaft durch die finanzkräftige, wirtschaftlich übermächtige Kirche ermöglicht hätten. Bäuerliche Genossenschaften — natürlich auch unter Leitung geistlicher Funktionäre — wären nur ein Mittel gewesen, um die Opposition revolutionärer Elemente auszuschalten. Was die Arbeitergewerkschaften betrifft, so hat das Beispiel in ande-

ren Ländern gezeigt, dass die Kirche es verstanden hat, durch Gründung eigener katholischer Gewerkschaften die Arbeiterschaft ideologisch zu spalten und so deren politischen Einfluss zu schwächen. Das war ja der eigentliche Sinn der berühmten «Arbeiter-Enzyklika» (Rerum Novarum) des Papstes Leo XIII., dass den angeblich «religionsfeindlichen» sozialistischen Organisationen katholische Arbeiterverbände gegenüber gestellt werden sollten:

«Damit sehen sich christlich gesinnte Arbeiter vor die Wahl gestellt, entweder Mitglieder von Bündnen zu werden, die ihrer Religion Gefahr bringen, oder aber ihrerseits Vereine zu gründen, um mit gemeinsamen Kräften gegen jenes schmachliche System der Unterdrückung anzukämpfen.»

Seit dem grossen Börsenkrach 1929 haben sich die Klassengegensätze mit der fortschreitenden Wirtschaftskrise erheblich verschärft. Auch für die katholischen Arbeiter ist der Kampf gegen das «schmachliche System der Unterdrückung» wichtiger geworden als die Rücksichtnahme darauf, ob «ihrer Religion Gefahr» drohe. Zumal selbst die katholischen Unternehmer gezwungen waren — trotz aller «christlichen Nächstenliebe» — die Löhne herabzusetzen, um ihren Profit zu sichern. Wie sollte da ein friedlicher Ausgleich der entgegengesetzten Interessen zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern möglich sein?

Nun, der Faschismus löste das Problem einfach mit Gewalt und natürlich zugunsten der Arbeitgeber, von denen er ja entsprechend subventioniert wurde. Aber er verzichtete doch nicht ganz auf eine ideologische «Rechtfertigung» seiner Diktatur. Als einigendes Band für alle Volksschichten wurde der imperialistische Anspruch der «Nation» proklamiert: Die «Volksgemeinschaft» müsse sich wirtschaftlich den Platz an der Sonne erkämpfen und sei es auch auf Kosten anderer Völker. In diesem Sinne bestehe für alle Berufe eine «Interessengemeinschaft» zwischen Unternehmer und Arbeiter. Wenn es dem Unternehmer besser gehe, dann werde er auch wieder höhere Löhne zahlen. Wenn die Nation nur erst über genügend grosse Kolonien verfüge, die man entsprechend ausbeuten kann, dann werde auch der letzte Arbeiter an den Profiten des heimischen Kapitals partizipieren.

Auf solche Weise wurde die korporative Staatsidee bewusst allen sozialistischen Tendenzen gegenübergestellt, um dem Faschismus eine gewisse Massenbasis zu sichern. Damit entstand jedoch für die Kirche eine neue Gefahr, denn die nationale Bindung trat — und zwar mit Erfolg — in Konkurrenz mit der Glaubensbindung. Die Autorität der Kirche wurde durch den Totalitätsanspruch des faschistischen Staa-

Feuilleton.

KONRAD DEUBLER,

der Bauern-Philosoph und Freidenker.

(Entnommen dem Werke seines Freundes Prof. Arnold Dodel-Port, Botaniker in Zürich, gestorben am 11. April 1908 daselbst.)

(Fortsetzung.)

Der Krieg mit Preussen von anno 1866 blutigen Andenkens war nicht ohne Einfluss geblieben auf etwelche Hebung der Kulturzustände in Oesterreich. Man erkannte, dass nicht allein Repetiergewehre, sondern auch sogenannte Geisteswaffen, nämlich Aufklärung und Volksbildung, zu den Grundsäulen des staatlichen Daseins gehören. Reaktion und Konkordat räumten der Verbesserung der Schulen etwas mehr Spielraum ein als sonst, d. h. es konnte in dieser Richtung endlich auch mit «gesetzlichen Mitteln» reformiert werden. Da fühlte sich denn unser wackerer Freidenker, den ja die Reorganisation und Reform des Schulwesens in seiner heimatlichen Talschaft von jeher am Herzen lag, wiederum in seinem Element. Er propagierte schon anfangs 1870 nach besten Kräften für die Schulreform. «Da meinen aber andere», schreibt er, «durch die Aufklärung könnte leicht der Glaube leiden. Besonders sind unsere protestantischen und katholischen Jesuiten sehr ungehalten darüber. Gottlob, dass die «gute Zeit» dieser Schwarzröcke auch in Oesterreich vorüber zu sein scheint, sonst würden wieder die Bartholomäus-Nächte und der 30jährige Krieg in Permanenz erklärt werden.»

«So ist auch bei uns in Goisern die Schulfrage auf die Tagesordnung gesetzt worden. Die Frage ist, ob Staats- oder Privatschule? Dass ich mit allen gesetzlichen Mitteln, die mir zu Gebote stehen, für eine konfessionslose Schule agitiere, können Sie sich denken; denn die Hauptgegenstände des Unterrichts unserer Schulen waren bisher immer die biblischen Glaubenslehren und erst in zweiter Linie ein bischen Wissen und Können.»

Recht freundliche Lichtblicke brachten noch zwei Ereignisse in das Leben unseres Helden. Nachdem er schon im Februar 1870 von der Goiserer Gemeinde in die Grundsteuer-Regulierungs-Kommission gewählt worden war, ernannten ihn im Herbst darauf seine Gemeindegossen zum Bürgermeister von Goisern; auch wurde er Präsident des Ortsschulrates. Diese schönen Genugtuungen benützte Deubler aber nur zu dem Zwecke, vor allem seiner Gemeinde und der Sache des Fortschrittes förderlich zu sein. Er setzte es auch mit Hilfe seines Amtsvorgängers und Freundes J. Steinbrecher und unter lebhafter Mitwirkung einiger anderer Freunde der Aufklärung in seiner Gemeinde durch, dass die beiden konfessionellen Schulen (protestantische und katholische) zu einer einzigen, konfessionslosen, mehrklassigen Gemeindegemeinschaft verschmolzen wurde. Die Erfahrung lehrte dann reichlich, dass jene Vereinigung nur Segen gebracht hat. Die mit vier tüchtigen Lehrern ausgestattete Gemeindegemeinschaft gehört zu den besten von ganz Oesterreich.

Am 20. Februar 1872 eilte Deubler an das Krankenlager seines todkranken Freundes Feuerbach. Sie sahen sich zum letzten Male. Am 13. September 1872 schied der grosse Feuerbach aus dem Leben.

tes bedroht. Pius XI. erkannte die Gefahr, aber eigentlich zu spät. Seine Enzyklika «Quadragesimo anno» suchte zu retten, was noch zu retten war. Er bekannte sich zum Ständestaat, wenn auch nicht auf nationaler, sondern auf christlicher Grundlage. Ein einziger Staat hat diese Grundlage — der Not gehorchend, nicht dem eig'nen Triebe — akzeptiert: Oesterreich.

Der Hirtenbrief der mexikanischen Bischöfe beruft sich natürlich auch auf dieses päpstliche Rundschreiben, um darzutun, wie trefflich die Kirche zur Ueberbrückung der Klassengegensätze beitragen könnte. Doch auch für Mexiko kommt Pius XI. zu spät, denn dort hat man sich für einen anderen Weg entschieden, um die soziale Frage und insbesondere die für Mexiko so überragend wichtige Agrarfrage zu lösen. Die Kirche kann dieser sozialistischen Lösung natürlich nicht zustimmen, woraus das Hirtenschreiben übrigens auch kein Hehl macht: «Angesichts der Ungleichheit der sozialen Klassen, eine Ungleichheit, die die Kirche anerkennt und nicht einmal zu beseitigen versucht, da sie das Werk der Natur selber ist, fasst sie ihr Programm der sozialen Erneuerung in der Betätigung der Gerechtigkeit und Liebe zusammen.»

Unter Gerechtigkeit und Liebe versteht die Kirche in erster Linie die Erhaltung ihrer Vorrechte, d. h. ihres Privateigentums und ihrer Steuerprivilegien. Das Hirtenschreiben lässt auch nach dieser Richtung keinen Zweifel zu. Was «das Recht auf Privateigentum» betrifft, heisst es dort: «Das Recht auf Privatbesitz, das von der Natur kommt, kann der Staat nicht aufheben; er kann nur den Gebrauch des Eigentums regeln und mit den öffentlichen Interessen in Einklang bringen.» Und in bezug auf die Besteuerung wird gesagt, dass «es gegen Recht und Billigkeit ist, wenn der Staat vom Vermögen der Untertanen einen übergrossen Teil sich aneignet».

Nun, die jetzige mexikanische Regierung will gar nichts anderes als die Verteilung von Grund und Boden, sowie die Exploitation der natürlichen Schätze des Landes «mit den öffentlichen Interessen in Einklang» bringen. Da die Ansprüche der Kirche jedoch den öffentlichen Interessen widersprechen, so müssen die Privilegien der Kirche eben beseitigt werden. Ein Kompromiss ist da unmöglich. Das scheint die katholische Kirche in Mexiko dann auch begriffen zu haben, und wie die machtpolitischen Verhältnisse in Mexiko heute liegen, ist wirklich keine menschliche Hilfe mehr für die Kirche dort zu erwarten. Nur ein göttliches Wunder könnte die Entwicklung nach rückwärts revidieren und der Kirche wieder jene Vorzugsstellung in Mexiko verschaffen, die sie dort einst inne hatte.

Mit Feuerbachs Tod beginnt ein neuer Zeitabschnitt in Deublers Leben. Der einfache Bauer folgte Schritt für Schritt seinem befreundeten Lehrer ins scheinbar unentwirrliche Labyrinth, um nach vielen Streif- und Querzügen in eben jenem Labyrinth sich auf die einfachste Art zurechtzufinden, in der Erkenntnis: «Alle metaphysischen Gedankensysteme, welche die verschiedenen Religionen und Konfessionen mit märchenhafter Zauberpracht umgaben, haben einen rein natürlichen Ursprung. In seinem Gott verehrt der Mensch sein eigenes Wesen. Alle Götter sind Schöpfungen des menschlichen Gehirnes; wie der Mensch, so sein Gott. In der Unsterblichkeitslehre erblüht der menschliche Egoismus, der Selbsterhaltungstrieb des sterblichen Individuum.» Deubler hatte durch Feuerbach Einsicht erhalten in die Entstehungsgeschichte der Religionssysteme. Das Höchste, was er sich in seiner Jugend in glückseliger Schwärmerei geträumt und als Sendung vom Himmel angestaut: dieses Höchste, die Religion, stand nun als etwas Menschliches, Natürlich-Gewordenes vor ihm.

Das war eine recht gute Schule für den ungeschlachten Denker in der Lodenjoppe.

Erschien ihm nun das Göttliche als Menschliches, so wollte er auch erfahren, wie das Menschliche geworden. Da kam ihm denn der in Deutschland und Oesterreich sich unaufhaltsam bahnbrechende Darwinismus zu Hilfe. Deubler wendete sich, immer noch Feuerbach zu Rate ziehend, der Darwinistischen Literatur zu. Er wird mit Haeckel innig befreundet, vertieft sich abermals in Moleschott, Vogt und Büchner, tritt in Korrespondenz mit Hellwald, mit Dodelport u. a., schliesst sich immer enger an J. C. Fischer, befreundet

Vorläufig lässt Gott es aber sogar zu, dass dieses vertrackte Mexiko auch noch der rechtmässigen Regierung in Spanien Waffen und Munition liefert und auf diese Weise dazu beiträgt, dass auch in diesem erzkatholischen Lande die Vorherrschaft der Kirche untergraben wird. Es scheint, als ob es so etwas wie eine ausgleichende Gerechtigkeit im Ablauf der Geschichte gibt: Einst haben die spanischen Conquistadoren das Inkareich erobert und seine Schätze nach dem Heimatland verschleppt. Heute ist Mexiko in der Lage, sich in edler Weise zu rächen, indem es dem Gedanken des Fortschritts in Spanien zu Hilfe eilt. Diese Entwicklung ist durch die katholische Kirche nicht verursacht worden, doch hat die Kirche zur Beschleunigung dieser Entwicklung — wenigstens in Mexiko — wesentlich beigetragen.

Das astronomische Weltbild.

Die Bahnen der inneren Planeten sind deshalb ziemlich kreisförmig, während die Bahn des äussersten und fernsten Planeten Pluto mehr in die Länge gezogen ist als die irgend-eines anderen Planeten. Die Auffassung, dass der bei der Begegnung mit dem anderen Stern aus der Sonne herausgezogene Gasstreifen ein zigarrenförmiges Aussehen gehabt haben muss, stimmt sehr gut mit den Grössenverhältnissen der Planeten überein. In der Mitte, wo dieser Gasarm am dicksten und dichtesten gewesen sein muss, befinden sich Jupiter und Saturn, die Planeten mit den grössten Massen. Die Sonne wird nun auf die glühenden und in noch nicht festen Bahnen kreisenden Planeten ebenso eingewirkt haben, wie einst die Vatersonne auf sie selbst. Lange, zigarrenförmige Streifen von Materie wird sie aus den Weltkörpern herausgezogen haben, woraus sich dann später die Satelliten bildeten. Da auch bei den grossen Planeten die Satellitensysteme im allgemeinen so konstruiert sind, dass sich die massereichsten Trabanten in der Mitte befinden, liegt der Gedanke nahe, dass sie ebenfalls aus einem zigarrenförmigen, also in der Mitte breiteren Gasstreifen entstanden sind. Die Satelliten scheinen also mit aller Wahrscheinlichkeit demselben Vorgang ihre Entstehung zu verdanken, der früher ihre Eltern, die Planeten, zum Dasein erweckte.

Gewaltige Zeiträume müssen natürlich während der Bildung des Sonnensystems verflossen sein. Auf Grund verschiedener Untersuchungen hat man für das Alter der Erde seit Beginn ihres Festwerdens ziemlich übereinstimmende Zahlen ermittelt. Die allmähliche freiwillige Atomumwand-

sich mit dem darwinistischen Philosophen Carneri, mit dem Dresdener Freidenker Julius Dubec, dem Verfasser des «Leben ohne Gott», ferner mit August Specht, dem wackern Freund der natürlichen Entwicklungslehre und freidenkerischen Schriftsteller. Er wird begeisterter Darwinianer — er geht über die Religionsphilosophie Feuerbachs hinaus und sucht Ersatz: an Stelle der Verneinung will er naturwissenschaftliche Bejahung, an Stelle der zersetzenden Kritik will er zusammenfügende Erbauung gesetzt sehen.

Naturwissenschaftliche Lektüre wurde nun seine geistige Leibspeise. Auf dem Felde naturwissenschaftlicher Forschung fand er die Fortsetzung des Pfandes der Feuerbachschen Philosophie. Das Gesetz der Kausalität, die Beziehung zwischen Ursache und Wirkung, zwischen Grund und Folge wurde ihm erst jetzt an Tausenden lehrreicher Exempel als konkrete Einheit klar. Die Frage der Unsterblichkeit, die ihn von Knabenjahren an bis ins reifste Mannesalter fast immer am meisten zu schaffen machte, blieb definitiv erst mit dem Verständnis des Darwinismus bei Deubler für alle Zeiten begraben.

Am 26. November 1833, an seinem 59. Geburtstage, entschloss sich Deubler, die Wartburg in Goisern an seine Ziehtochter und ihren Mann abzutreten. Deubler zog sich von der Gastwirtschaft zurück und siedelte mit seiner Eleonora auf das Tusculum im Primsberg über, woselbst er in unermüdlicher Tätigkeit, immer Neues schaffend, seinen herrlichen Lebensabend zubringen sollte. In diesem Winter, also etwas über ein Jahr nach Feuerbachs Tode, war es, dass Deubler die denkwürdige, in seinem letzten Lebensabschnitt bedeutungsvollste Verbindung einleitete, die mit Ernst